

damit, ob man das Konzil als einen Endpunkt versteht, als ein Stoppsignal auf Rot mit der Mahnung: „Bis hierher und nicht weiter“, oder aber als einen Ausgangspunkt, als ein Signal zur Weiterfahrt auf Grün, als ein Geschehen, bei dem nicht so sehr und vor allem nicht allein die gedruckten Dokumente entscheiden, sondern der Impetus, die Dynamik, die noch viele dieser Dokumente und sehr viele ihrer Sätze entbunden haben. Das mühsame Hin und Her zwischen den beiden genannten Auffassungen mußte zu Krisenerscheinungen und zur Polarisierung führen.

Die Liberalisierung, die das Konzil signalisiert hat, mußte die Beichtpraxis elementar treffen. Denn in der Beichte geht es um einen zutiefst personalen Vorgang, der es mit Schuld und Sünde zu tun hat und damit in die Mitte menschlicher Entscheidungsfähigkeit trifft. Hier steht die Freiheit des Menschen zur Debatte, und die vorkonziliäre Beichterziehung und Beichtpraxis hatte wohl auf diesen Punkt zu wenig Gewicht gelegt: auf die Erziehung zur eigenen Gewissensentscheidung, zur christlichen Freiheit und Mündigkeit. Damit aber schlägt sich in der heutigen Beichtkrise ein Grundproblem nieder, das sich so formulieren läßt: Eine hierarchisch verwaltete Gläubigkeit und Frömmigkeit entspricht vielen heutigen Christen nicht mehr. Sie legen Gewicht auf persönliche Glaubenserfahrung und auf ein Ernstnehmen der Freiheit des Christenmenschen. Dem hätte eine zukünftige Buß- und Beichtpraxis Rechnung zu tragen.

#### Vertiefte Sorge um Buße und Umkehr

Wir leben auch hier im Übergang und hätten durch eine kluge, offene Beichtpastoral dafür Sorge zu tragen, daß der zentrale biblische Gedanke von Buße und Umkehr auch im Raum der Kirche und des kirchlichen liturgischen Lebens weiterhin seinen Platz behält, und das ist wohl nur möglich, wenn man sich nicht an einem Monopol der überkommenen Einzelbeichte festklammert, sondern sich öffnet für die vielen Wege der Versöhnung, denen auch mehrere sakramentale Formen der Beichte zuzuordnen wären. Die Gleichstellung und Gleich-

berechtigung von Einzelbeichte und Bußgottesdienst wäre ein erster Schritt, der hier getan werden könnte: eine erneuerte Einzelbeichte, die personaler vollzogen wird, und ein sakramentaler Bußgottesdienst, bei dem die christliche Gemeinde in Gemeinschaft ihre Sünden bekennt und die Vergebung ihrer Sünden erfährt. So etwas könnte beiden nützen: der Einzelbeichte und der Bußfeier und wäre ein guter Weg zu einer vielfältigen Buß- und Beichtpastoral in unserer Kirche<sup>3</sup>.

### Franz Jantsch

#### Die Karwoche einst und jetzt

*Pfarrer Jantsch schildert nicht nur die Karwoche vor der (noch unter Pius XII. vorgenommenen!) Reform und stellt sie der heutigen Praxis gegenüber, sondern er versucht auch eine Brücke zu schlagen, indem er gerade die Feier dieser Geheimnisse in einen größeren Zusammenhang religiöser Traditionen hineinstellt, die sich früher weithin nur in der Volksfrömmigkeit niedergeschlagen haben.* red

Wenn ich kurz antworten soll auf die Frage, was sich in der Karwochenfeier seit ihrer Reform verändert hat, würde ich drei Punkte anführen:

1. der Schleier der lateinischen Sprache ist gefallen;
2. die Termine haben sich geändert, früher war alles am Morgen, heute ist es am Abend;
3. früher geschah die Liturgie fast ohne Volk, jetzt kommen die Leute (was auf Punkt 1 und 2 zurückzuführen ist).

Das Volk ist früher zu kurz gekommen; es wurde der eigentlichen Feier ferngehalten.

<sup>3</sup> Vgl. J. Bommer, Versöhnung als Befreiung, Zürich—Einsiedeln—Köln 1980 (Buße und Feier der Buße heute, 9—19); ders., Das Bußsakrament als Gericht und als Seelsorge, in: K. Baumgartner (Hrsg.), Erfahrungen mit dem Bußsakrament, Band 2, München 1979, 232—248; ders., Befreiung von Schuld. Gedanken zu einer vielfältigen Buß- und Beichtpraxis, Zürich—Einsiedeln—Köln 1976.

Die pastoralen Gesichtspunkte fielen nicht ins Gewicht. Die Volksfrömmigkeit suchte einen eigenen Weg. Wir wollen dabei nur unsere (österreichischen) Verhältnisse berücksichtigen. Das Hl. Grab wurde aufgebaut, besucht und verehrt; die in der offiziellen Liturgie nicht vorgesehene Auferstehungsprozession zog Massen an, die so auf ihre Weise das Mysterium paschale erlebten und feierten.

Wachsendes Verständnis für die religiöse Tradition der Völker

Ich selber hatte früher auch Bedenken gegen diese Feiern, aber heute begreife ich sie eher etwas besser. Früher haben wir mythologische Gesichtspunkte, Ähnlichkeiten und Entsprechungen gefürchtet und abgelehnt. Dogmatisch und biblisch begreife ich den Tod Gottes nicht; aber heute weiß ich, daß das Relativitätsprinzip nicht nur in der Physik gilt, d. h. daß die Wahrheit nur in Gegensätzen und verschiedenen Modellen erkannt oder erfahren werden kann. Auch Gott. Auch er ist der reine Widerspruch.

Einen entsprechenden Widerstand empfand ich auch gegen die Opfertheorie: Gott mußte Mensch werden und sterben und so sich gleichsam selber opfern. Von Odin heißt es in der Edda: „Neun Tage hing er am windbewegten Holz, ein Opfer sich selbst.“ Das sind ähnliche Vorstellungen, denen man mit einer rationalen Theorie nicht näherkommen kann. Die Mythen vom fruchtbringenden Gott, der sterben muß, um die Welt fruchtbar zu machen, gehören dazu. Es ist kein Zufall, daß in unserem Raum Ostern am Frühlingsbeginn gefeiert wurde.

Ähnlich ist es mit dem Grab, das im Christentum biblisch und theologisch keine große Bedeutung hat, wohl aber im Kult der Völker.

Bei den *Externsteinen* im alten Sachsen stellt die älteste Skulptur Deutschlands die Grablegung Jesu dar. (Ob und was früher in der heidnischen Zeit war, ist nicht sicher.) Unter dem Bild ist die Mutterhöhle mit der großen Opferschale, daneben ist ein Steingrab. Der *Arbel* ist der schönste Berg am See Genesaret. Steil fällt er zum

See bei Tiberias herab. Er ist nicht verbaut und wird auch nicht besucht. Auf dem Kalkfelsen am Gipfel ist ein uraltes, wahrscheinlich neolithisches Steingrab, kunstvoll mit scharfen Rändern gehauen. Auf dem *Petersberg* beim Kalterer See in Südtirol ist neben der Kapelle im Wald das gleiche Steingrab, nur hat es in der Mitte eine Opferschale, in die strahlenförmig (Blut)-Rinnen münden. Dort wurden, so heißt es, in alter Zeit Menschen (Mädchen) von heidnischen Priestern getötet und hineingelegt. Später hat man sich dann nur mehr symbolisch hineingelegt.

Bei der Messe stirbt Jesus jetzt auch nur mehr sakramental, und ins Hl. Grab hat man sein Abbild gelegt mit einem Schleier verhüllt. Ich war bei einer orthodoxen Auferstehungsfeier im Hl. Grab in Jerusalem und habe in der Rotunde von oben das Ganze miterlebt. Mit unerhörtem Pomp zogen Priester und Leviten in goldenen Kleidern mit uralten Schellen und Gesang stundenlang um die Grabkammer herum. Zuerst dachte ich: das ist zum Verrücktwerden. Dann empfand ich es anders. Uralte Formen der Mysterienfeier leben weiter. Wenn man sich dann vorstellt — ich habe es nicht gesehen —, wie der Patriarch im Hl. Grab betet und das vom Himmel gefallene Licht bei der kleinen Öffnung herausreicht, wie sich die Gläubigen draufstürzen (immer wieder sind dabei Menschen zu Tode getreten worden) und wie das Licht dann durch die Stadt getragen wird in alle Richtungen, ja wie die Kopten das Feuer bis in die Heimat mitnehmen, wenn wir weiter bedenken, wie jetzt bei den abendlichen oder nächtlichen Karwochenfeiern Kerzen wieder groß da sind, dann verliert der Karwochenkult seine nüchterne Starre und wird lebendig. Ohne dem Christusgeheimnis seine zentrale Stellung zu nehmen wird es eingegliedert in eine große Tradition über die Völker und Zeiten hinweg. Was Eliade von den altindischen Kulturen erzählt, will ich nur erwähnen, ohne darauf einzugehen.

Die Feier der Karwoche ist im Grunde nicht so sehr eine Frage für das Heute als vielmehr für das Morgen. Wir haben die

Möglichkeiten der Osterliturgie noch längst nicht erschöpft.

Die Feier hängt weitgehend vom Raume ab und natürlich auch von den Menschen. Daß man in Gruppen und Elitegemeinden viel mehr machen kann, ist klar. Aber wir wollen uns um die Gemeinde bemühen und sie weiterführen, aber nicht überstrapazieren. Wenn der Kirchenraum seit Jahrhunderten festgefügt und unveränderlich ist, gibt es weniger Möglichkeiten. Was will man in einer schmalen, langen gotischen oder Barockkirche machen, wo dort der fixe Altar ist und hier das Volk in starre Bänke gesteckt wird, ohne jede Möglichkeit der Bewegung und Variation? Ich habe zwei ganz verschiedene Pfarrkirchen zu betreuen. Die eine ist mit Bänken „versehen“ und zumal an Festen heillos verstopft. Die andere Kirche ist neu, quadratisch, mit Stapelsesseln, die man wegräumen kann. Da kann die ganze Kirche zur Bühne werden. Und wenn dort noch hauptsächlich junge Menschen sind, die Phantasie haben und sich engagieren, dann ist allerlei möglich. In dieser Kirche bereiten interessierte Leute das meiste selber vor.

Am Gründonnerstag, fanden sie, müßte die Fußwaschung mehr betont und erweitert werden. Das sah dann z. B. so aus: der Priester wusch der Assistenz und den ersten vorne die Füße. Die Leute stellten Sessel im Kreise, und die Assistenten, aber auch andere begannen ihnen die Füße zu waschen. Den Frauen wurde das Wasser über die Strümpfe gegossen. Die Jugendlichen hatten das Bedürfnis, auch untereinander sich die Füße zu waschen. Das dauerte sehr lange, aber begeisterte und ergriff. Dazu Gesänge in der Art von Taizé. Zur Kommunion bildeten sie wieder Kreise, es wurden Fladenbrote verwendet, gebrochen und geteilt. In jedem Kreis ging auch der Becher herum. Die Jugendlichen hatten auf einem Nachtgebet beharrt. Ich hatte meine Bedenken, aber ließ es zu. Die ganze Nacht hindurch wurde gebetet und gesungen. Manche schliefen dazwischen ein. Es ging so zu wie in Taizé oder bei den Charismatikern.

Die Passion wurde in diesem Jahr aus den

vier Ecken der Kirche heraus gelesen. Nächstes Jahr soll auch das Volk seinen Teil übernehmen, hab ich gehört. Der Teppichboden ist ein Glück und ein Leid. Ein Glück: weil die ganze Gemeinde die Prostratio mitmachen kann. Weil man auf dem Boden sitzen und knien kann. (Was allerdings in der Osternacht mit den Kerzentropfen angerichtet wurde, will ich verschweigen.) Lange berieten sie über die Kreuzaufrichtung. Dann wurde ein Kreuz auf den Boden mitten in der Kirche gelegt und das Volk kam von allen Seiten, es zu verehren. Am Schluß trugen sie den Gekreuzigten auf einer Art Bahre hinaus. (Jemand sagte: „Wie in der Prosektur.“) Aber alle waren ergriffen.

In der Osternacht wurde getanzt im großen Kreis, sie faßten einander an den Händen, und es ließen sich auch Menschen dazu mitreißen, die sich nachher selber darüber wunderten. Und endlose Alleluja, wie in der Rotunda in Jerusalem. Welch ein weiter Weg, wenn man dreißig Jahre zurückdenkt. Da saßen etliche Leute in der Bank und hörten sich etwas Unverständliches an, und mein Mesner versteckte sich immer in der Karwoche, denn der Pfarrer suchte immer etwas, und der Mesner war schuld.

Es bleibt aber trotzdem das Problem der Volksfrömmigkeit. Für viele ist mit dem Hl. Grab viel verloren gegangen, nicht nur Stimmung, auch Ergriffenheit, Mystik.

Auch die Auferstehungsfeier mit der Prozession hatte viel für sich. Vielleicht geht die Entwicklung weiter. Vielleicht können mehr Formen nebeneinander oder miteinander bestehen. Tradition heißt ja weitergehen und weitergeben. Und der Mensch ist nicht für die Liturgie da, sondern die Liturgie für die Menschen.